

Mission im Plattenbau: Zum **Heartbeat** treffen sich die jungen Frommen aus dem Berliner Osten



Sonntagabend, kurz nach sechs. Die Gitarre reflektiert das Scheinwerferlicht, die Backgroundsängerinnen umgreifen ihre Mikrofone, der Schlagzeuger zählt den Takt vor. Beim ersten Akkord stehen die meisten Besucher auf, bewegen sich zum Rhythmus und strecken ihre Arme in die Höhe. Andere falten die Hände vor dem Gesicht. Der Gitarrist spielt ein kurzes Solo und hebt zum Refrain an: „Du bist mein Gott, führ mich durchs Leben.“ Die Mädchen in der dritten Reihe singen die Worte beseelt mit, die ein Beamer auf die Leinwand hinter der Bühne projiziert. Ein Pärchen in schwarzer Lederkluft tanzt außerhalb der Stuhlreihen.

Die tanzende Gemeinde feiert Gottesdienst – in einem ehemaligen Fitness-Studio, mitten im Berliner Osten. Hellersdorf, Marzahn, Lichtenberg: Die Namen der Stadtteile sind Chiffren für Plattenbau, PDS-Wähler und betonharten Atheismus.

Nur drei Prozent der Bewohner gehören der evangelischen Kirche an, praktizierende Christen sind nur ein Bruchteil davon. Im Bezirk Marzahn-Hellersdorf mit einer Viertelmillion Einwohnern bringen sie es gerade auf eine Hand voll Gemeinden, die PDS dagegen auf achtzig Basisgruppen – und auf rund 35 Prozent der Wählerstimmen bei der Bundestagswahl 2005. Deren Vorgängerpartei SED hatte einst versucht, den Menschen die Religion gründlich auszutreiben. Was größtenteils gelang. Viele Bewohner der 1986 gegründeten Neubausiedlung fragen sich heute, was das nach unten verlängerte Pluszeichen auf dem Dach des Gemeindezentrums bedeuten soll.

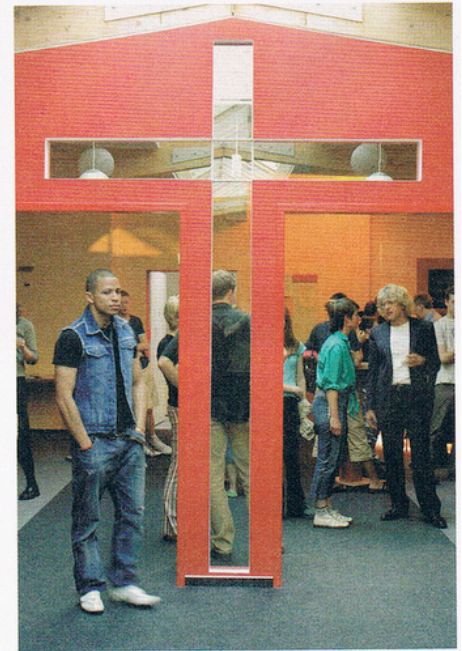
Zum Unwissen gesellt sich ein ausgeprägter Antiklerikalismus. Über zwanzig Missionsprojekte sind hier in den vergangenen Jahren gescheitert. Und nun das: Ju-

gendliche der zweiten Hellersdorf-Generation gehen nicht nur skaten. Sie besuchen begeistert den Gottesdienst.

Heartbeat heißt der Multimedia-Gottesdienst, der an diesem Sonntag in der *church* gefeiert wird. Die englischen Wörter für „Herzschlag“ und „Kirche“ sollen Emotionen wecken. „Wir machen den *Heartbeat* für die, die wirklich von draußen kommen und mit Kirche gar nichts anfangen können“, sagt Maria von der Leitungsgruppe. „Eine coole Party im Namen des Herrn, mit Live-Musik, Videos, Tanz und Theater.“ Die Tanzeinlage nach dem ersten Lied haben Anna und Daniela vorbereitet. In Stretchhosen und engen Tops tanzen sie synchron zu einem schlüpfenden Hiphop-Rhythmus. „Lässig“, tuschelt ein Junge mit roter Baseballkappe und zupft an seiner Silberkette.

Die neuesten Missionsbemühungen im atheistischen Hellersdorf folgen klaren Regeln. „Wenn man eine Gemeinde aufbaut, braucht man einen Kern, von dem aus das Ganze wachsen kann“, sagt Alexander Garth, Pfarrer der zur Berliner Stadtmission gehörenden Jungen Kirche Berlin. Oft besteht dieser Kern aus Menschen, die kirchlich sozialisiert sind, in ihren Heimatgemeinden aber keine Heimat finden.

Maria gehörte zu diesen Heimatlosen. Die 25-Jährige wuchs auf der Insel Hiddensee auf. Sie wurde getauft, konfirmiert, ist in den Gottesdienst gegangen. Wirklich berührt hat sie das aber nicht. Und wirklich „für Jesus entschieden“ hat sie sich erst viel später, vor acht Jahren, nach einem Gespräch auf der Autofahrt zu einer Jugendfreizeit. Da habe sie erst begriffen, was Jesus für sie getan habe. „Der ist für unsere Schuld gestorben“, sagt Maria und erzählt: „Christsein hatte für mich früher eher was mit Ideologie zu tun.“ Das Wort „Ideologie“



Früher ein Fitness-Studio, heute eine Kirche. Bild rechts: Gebet im Berliner Osten, wo einst Atheismus verordnet war



„Du bist mein Gott, führ mich durchs Leben“, singen die Jugendlichen in der Lichtenberger Dachetage

war zu DDR-Zeiten eine Kampfvokabel. Angesichts des verordneten materiellen Weltbildes stigmatisierte die SED-Führung den christlichen Glauben als falsches Bewusstsein, als „Opium für das Volk“. Für die Skeptiker des Systems galt dagegen der DDR-Sozialismus als reinste Ideologie.

Im heutigen *Heartbeat*-Gottesdienst geht es um Lügen: „Immer mache ich alles falsch!“, „Keiner mag mich!“, „Ich bin viel zu dick!“ – Selbstlügen, sagt Alexander Garth. Im weißen Shirt läuft er über die Bühne und redet in einfachen Worten zu seiner jugendlichen Gemeinde: „Lügen entstehen im Kopf, im Entscheidungszenrum. Wir brauchen Gott, um die Selbstlügen zu töten und um mit Würde durchs Leben zu gehen.“ Die Leute klatschen nach der Predigt, die Band spielt eine schnelle Nummer, die Kollekte wird eingesammelt.

„Eine missionarische Bewegung muss vor allem eine Jugendbewegung sein“, beschreibt Garth seine Missionserfahrungen. Die älteren Menschen aus der ehemaligen DDR seien derart gegen Religion immunisiert, dass „die gute Nachricht von ihnen

abperlt wie Wasser von einem Ostfriesenerz“. So war es jedenfalls in den Anfängen 1999. Mittlerweile kommen drei Generationen in die Gemeinde – die jungen Leute haben Kinder, und sie bringen ihre Eltern mit. „Darum sind wir keine Jugendkirche mehr, sondern eine Junge Kirche“, erklärt der 48-jährige Experte für Gemeindeaufbau.

Während etwa 120 Leute mit der Band den nächsten Titel singen, robben eingepamperte Kinder um das Mischpult herum. Ein Mädchen kraxelt über die Bühne, ein anderes stampft mit ihrem Papa den Takt mit. Die Backgroundsängerinnen umhüllen den Refrain mit ihren samtwarmen Stimmen. Ein großer Teil der Besucher gehört zur Gemeinde. Die Mitglieder zahlen Kirchensteuer, denn die Junge Kirche Berlin gehört zur Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Viele von ihnen geben zusätzlich den zehnten Teil ihres Einkommens für ihre *church*. Es gibt Taufen, Trauungen und Konfirmationen. Die Gemeinde ist nicht nur gewachsen, sie ist auch erwachsen geworden.

Garth begann seine Arbeit im Stadtteil Hellersdorf, dem „Friedhof der Missionare“, wie er sagt. Mit seiner Frau, Maria und anderen Freunden hat er einfach angefangen – in einer Vier-Raum-Wohnung im Plattenbau. Jeder hat seine Bekannten eingeladen, vor allem solche, die aus keiner anderen Kirche kamen. „Wir wollen nicht die Unzufriedenen aus anderen Gemeinden auffangen, sondern die, denen Kirche wirklich fremd ist“, erklärt Garth.

Im Büro feierten sie die ersten Jesus-Partys. Es gab etwas zu essen, handgemachte christliche Musik und ein Thema. Als der Raum zu klein wurde, zog die junge Gemeinde in die nahe Neubaukirche um. Später feierten sie ihre Gottesdienste in einer Ladenkirche zwischen C&A und American Grillhouse. Im vergangenen Jahr dann der Umzug nach Lichtenberg. „Das Dachgeschoss in den Siegfriedshöfen ist perfekt“, steht für den Pfarrer fest. Die Siegfriedshöfe sind ein Areal von unscheinbaren Kästen in zweiter Reihe: Geschäftshäuser mit beige verklinkerter Fassade und schlichten Fensterfronten. Das frühere Fitness-Studio



Bis zu 160 Besucher finden sich zu den Gottesdiensten von Pfarrer Alexander Garth ein

ist 400 Quadratmeter groß, ein Raum mit Oberlicht und Klappfenstern. Es gibt eine Bühne, ein Holzkreuz, eine Leinwand und Beleuchtung, blauen Teppich und hellbraune Balken. Und einen tollen Blick über die Nachbarhäuser.

Ob die Gemeinde evangelikal sei? „Das kommt darauf an, was man darunter versteht. Die Bibel hat für uns große Verbindlichkeit. Die alten Texte haben einfach Power und bewegen uns mehr als zögerliche Relativierungen“, sagt Garth. Auch von offizieller Seite begrüßt man die jugendliche Frömmigkeit: „Wir begleiten die Junge Kirche Berlin mit Sympathie und Neugier“, sagt Pfarrer Markus Bräuer, der Öffentlichkeitsbeauftragte der Landeskirche.

Die Missionarische Gemeinde ist eine Laienbewegung. Die jungen Christen gestalten den Gottesdienst selber. Wenn Maria in ihrem blau-weißen Ringelshirt durch den Gottesdienst führt, spricht sie nicht pastoral, sondern wie nach dem Gottesdienst mit Freunden. Jeder macht das, was er kann. Ob im Web-Team, in der Theatergruppe, in der Band oder im Gospelchor.

Im Anschluss an den Gottesdienst kommen die Leute in Kleingruppen zusammen und sprechen über die Predigt und anderes, was sie bewegt. Der Fitnesstrainer sitzt neben der Abiturientin, die Arbeitslose neben dem Barkeeper. Zehn Gruppen sind es inzwischen. Bald soll es eine elfte geben. Inzwischen gehören über hundert junge Leute aus Hellersdorf und Lichtenberg zur *church*, zwischen 120 und 160 finden sich in der Regel zu den Gottesdiensten ein.

„Mission ist Beziehungsaufbau“, sagt Theologiestudent Felix. Bei einer Christvesper vor sieben Jahren hat er Alexander kennen gelernt und sich entschieden, in einer wirklichen Beziehung mit Gott zu leben. Eine schlagartige Bekehrung war das nicht: „Eher wie ein Kronleuchter, der zwar angeknipst, aber erst nach und nach heller gedimmt wurde.“ Felix will den Menschen zeigen, dass der Glaube an Jesus kein Geschwätz sei. Dass Jesus das Leben verändern könne. Er ist überzeugt davon, dass Mission nicht mehr mit Straßenpredigten und Hausbesuchen funktioniert – zumindest nicht in Hellersdorf. „Man muss mit

den Leuten in Kontakt kommen, sei es beim Beachvolleyball oder in der Einkaufspassage.“ Ein alter Wohnanhänger soll gekauft und aufgemöbelt werden, um auch auf den Straßen als Kirche erkennbar zu sein und mit den Leuten über Gott und die Welt reden zu können. Bald wird der 22-Jährige in einem Gottesdienst predigen – mit „Power und Leidenschaft“. Denn Gott, sagt Felix, „ist das Genialste, was es gibt.“

Daran gibt es auch beim Gebet keinen Zweifel. Vom „guten Herrn Jesus“ ist die Rede und vom „großen Gott“. Viele finden eigene Worte für Dank und Bitte, am Ende sprechen alle das Vaterunser. Maria und Felix werben mit Flyern in der Hand für den Taufgottesdienst am See oder die Gesprächsreihe „Bevor du ja sagst“. Der Pfarrer spricht den Segen, klassisch und nüchtern. Auf einem Verkaufstisch gibt es T-Shirts von den Jesus Freaks, die neue Platte der Lobpreisgruppe und die auf CD gebrannte Predigt des Gottesdienstes. An der Bar wird Bier ausgeschenkt. Jemand öffnet die Fenster. Frische Luft strömt in die Kirche.

MATTHIAS LEMME

